Das Unterhaltungs-Blatt

Tägliche Beilage des Wiesbadener Tagblatts

Nr. 115. Mittwoch, 27. April 1932.



Kunststück „Kakadu" flinzt schwarz

ROMAN VON HANS LEHR

Copyright by Prometheus-Verlag Dr. Eichacker, Gröbenzell bei München.

1.

Die Nacht war schon vorgeschritten, aber noch immer flammten auf dem Boulevard de Clichy in Paris an den Fronten der Kaufhäuser, Theater, Hotels, Tanzpaläste, Dielen und Bars in bestimmtem Rhythmus die unzähligen weißen, roten, blauen und grünen Transparente und Glühlampen auf. Elegante Automobile kamen aus der halben Dunkelheit des Boulevards und der Seitenstraßen herausgeschossen, brachen jäh in die blendenden Lichtkegel der Pforten ein und verschwanden später in der Lautlosigkeit der Menge, der bereits auf dem Place Blanche parkenden Wagen. Der Portier der „Moulin Rouge" verbeugte sich tief vor dem hochgewachsenen und breitschultrigen, etwa Mitte der dreißiger Jahre stehenden Manne, der gedankenlos in die Tasche griff, den ersten besten Schein in die Hand des Beglückten gleiten ließ und dann in den Lichtkegel hinausschritt. Die Helle spielte über sein glattrasiertes, markantes, jedoch jetzt von der Abspannung beherrschtes Gesicht mit dem energischen Kinn, den schmalen Lippen und der kühn gemeißelten Nase.

„Nein, nein, nicht!", dankte er mechanisch dem diensteifrig sich zum Rufen erbietenden Portier. „Ich selbst werde schauen, wo der Kerl wieder steckt!"

„Langweilig, wie immer!", murrte er nach einem verabschiedenden Blick nach dem Lokal.

Eine Weile noch blickte er abwartend nach der Insel der parkenden Wagen, dann schüttelte er verstimmt den Kopf und machte sich auf den Weg.

Die Chauffeure hatten die Wagen so eng nebeneinander gefahren, daß sie wie ein undurchdringliches Dickicht den Weg versperrten. Da sich auch keiner der Führer sehen ließ, stieg er kurzerhand quer durch die Wagen hindurch.

Je näher er der Mitte der Insel kam, desto deutlicher erkannte er die grelle Helle vieler auf eine kleine Fläche gerichteter Lampen.

Inmitten der Insel war ein kreisrunder Platz frei gelassen worden, den die Chauffeure umsäumten. Wie sie, so sah der Beobachter von einem der letzten Wagen aus, daß ein junger Mann mit verwegenen Gesichtszügen, die seine Schlauheit und Durchtriebenheit mehr verrieten als verbargen, in der sitzenden Stellung eines Fakirs auf einer kleinen Flöte blies. Vor ihm, auf einem Bastteppich, hatte sich eine Schlange aufgerichtet, die den ungefähr einen Meter langen Körper fast auf dem äußersten Schwanzende in tanzenden Rhythmen lautlos bewegte. Von Zeit zu Zeit blähte sie den Hals, so daß dieser hutartig auseinanderquoll und die eigentümliche, helle Brillenzeichnung hinter dem kleinen Kopf mit der ständig spielenden Zunge deutlich erkennen ließ.

Die Chauffeure drängten respektvoll nach dem Wagen zu, wenn das Reptil sich ihnen zuwenden zu wollen schien, doch dieses verließ unter dem Blick des Bändigers und unter dem Banne der lockenden und merkwürdig eindringlichen Töne der Flöte nicht die Matte.

Der Mann im Wagen ließ das Fenster herab, schob den vor ihm stehenden Chauffeur energisch zur Seite und ließ ein leises Pfeifsignal ertönen. Nur für einen Moment glitt der Blick des Schlangenbändigers in seine Augen, dann versetzte er das Reptil mit geschicktem, festem Griff ins Genick in Starre und legte es in seinen Bastkorb.

„Was soll der Unfug, Fritz?!"

Der Bändiger zog in gutgespielter Verlegenheit den Kopf auf die Schultern herab; ein verschmitztes Lächeln huschte dabei über sein verwegenes Gesicht.

„Nix für ungut, Herr Fahrensoll! Ich dachte mir, daß Sie in Ihrer Abwesenheit sicher nichts gegen eine kleine Extragalavorstellung bei Vorauserhebung der Eintrittsgebühren vor einem geneigten Publikum haben würden?! Ich dachte nicht, daß Sie so rasch zurückkehren würden!"

„Freund, das war das letzte Mal!", drohte Fahrensoll. „Du weißt, daß du bei mir immer sofort bereit zu sein hast, und wenn du das Reptil morgen nicht endlich dahin bringst, wohin es gehört, dann werde ich es eigenhändig totschlagen!" Strenger setzte er hinzu: „Du bist dir doch im klaren darüber, daß du lebensgefährliche Experimente wagst?!"

„Es ist wirklich keine Gefahr dabei, Herr Fahrensoll! Fifi sind im Schlangenbeobachtungsinstitut in Kalkutta schon die Giftzähne ausgebrochen worden!"

„So, getauft hast du dieses gefährliche Biest auch noch? Wenn du es noch nicht weißt, daß die Giftzähne nachwachsen, dann nimm gefälligst jetzt Kenntnis davon! Ich habe keine Lust, mich durch Duldung dieses Unfugs an einem Unglück mitschuldig zu machen!"

„Marsch jetzt, den Wagen!"

Die Chauffeure hatten sich rasch entfernt und den Weg für die Abfahrt frei gemacht. Fritz winkte ihnen verstohlen zu.

Fahrensolls Augen wurden beim Einsteigen wieder matt, wie sie es beim Verlassen der „Moulin Rouge" gewesen waren.

„Zum „Bunten Kakadu"!", beantwortete er kurz den fragenden Blick des Chauffeurs.

„Fritz! — Fritz Atzinger!“ rief er noch einmal in der Rue Rachel.

Der Chauffeur stoppte sofort und drehte sich um; sein Blick glitt unsicher an demjenigen seines Herrn vorbei.

„In allem Ernst, Fritz! Das Reptil muß weg! Wozu schleppst du es von der indischen Dschungel ab mit hierher nach Paris, obwohl ich dich schon oft genug auf den Unfug aufmerksam gemacht habe?!“

„Nix für ungut, Herr Fahrensoll, aber ich habe mich so an die Schlange gewöhnt und sie an mich. Aber ich werde sie bestimmt weggeben; ich möchte nur einen möglichst günstigen Preis bei irgendeinem Zoologischen Gartend für sie erzielen!“

„Warum? Was machst du mit deinem Gehalt, mit den Geschenken?!“

„Davon müssen meine Mutter und meine zwei kleinen Schwestern leben, Herr Fahrensoll!“

„So, so!“ Die Stimme Fahrensolls klang freundlicher.

Der Chauffeur wollte sich wieder umdrehen, doch Fahrensoll fuhr fort:

„Du wirst das Reptil morgen zum hiesigen Zoologischen Garten bringen! Du wirst mir sagen, was du dafür bekommen hast, und ich werde dir dann den gleichen Betrag noch einmal geben. Was hast du mit dem Gelde vor?!“

Das jetzt jungenhaft erscheinende Gesicht des Chauffeurs strahlte auf vor Vergnügen.

„Tausendfachen Dank, Herr Fahrensoll! Ich lebe und sterbe für die Idee, mir eine erstklassige Filmkamera mit allem Zubehör zu kaufen, und dann Gegenden zu bereisen und zu filmen, die noch keines Menschen Fuß betreten hat. Alles werde ich filmen, Berge, exotische Naturdenkmäler, Flora, Fauna und Menschen! Ich will der Zivilisation die Wunder der unerforschten Gebiete näher bringen!“

„Und womit willst du die Expeditionskosten bestreiten, Fritz?!“

„Ich werde allein reisen und allein filmen, Herr Fahrensoll!“

„Das sagst du, obwohl du mit mir schon alle Erdteile bereist hast und die ungeheuren Schwierigkeiten solcher Unternehmungen selbst für gut ausgerüstete Expeditionen kennst?!“

„Doch, Herr Fahrensoll; ich werde allein gehen, bis ich mir die Ausrüstungsmittel verdient habe!“

„Dann viel Vergnügen, mein Freund!“ Fahrensoll tippte sich an die Stirn und lehnte sich, resigniert ob soviel Eigensinns, in die Polster zurück.

Der Chauffeur gab Gas. Fast lautlos glitt der Wagen durch die nachtstille Rue Blanche, die Avenue de l'Opéra, vorbei an der Kirche La Trinité, der Oper und dem Palais Royal. Die Bogenlampen und beleuchteten Schaufenster warfen gespenstische Schatten durch die Scheiben der Türen und ließen vor dem Insassen Bilder aufblitzen, in denen riesige Passagierdampfer, einsame Steppen- und Wüstenlandschaften, elegante Flugzeuge, geheimnisvolles Urwalddunkel, am Meeresstrand auf glatter Bahn hinbrausende Rennwagen, heulende Derwische, Kanus inmitten von Hunderten von Alligatoren, tanzende Orientalinnen und erbittertes Kriegsgebrüll stürmender chinesischer Soldaten einander verdrängten.

Der Wagen hielt in der halbdunklen Rue Radziwil, vor einem Hause, das aussah wie jedes der anderen Häuser nebenan auch; nur das helle Transparent mit dem exotischen Vogel verriet, daß das Ziel erreicht war.

Fahrensoll sah sich nur kurz um. Gegenüber erhoben sich mächtige, jetzt totenstille Bankhäuser. Wagen und Passanten waren nicht zu sehen; nur sein eigener Schritt hallte schwach vom Asphalt zurück.

Im matt erleuchteten Torflur wies ein weiteres Transparent nach dem Hof. Fahrensoll kümmerte sich nicht darum, er kannte den Weg schon. Die Melodie eines russischen Volksliedes schlich sich in sein Bewußtsein; im Gehen lauschte er der schwermütigen Weise.

Hinter der anderen Hälfte des Flurs leuchteten bereits die grauen, von dünnen, schwarzen Linien eingefaßten Quadrate des Hofpflasters im Mondlicht auf, da erklang neben ihm aus dem Dunkel der nach den Wohnungen führenden Treppe ein leises Geräusch, das sich rasch zum gebieterisch scharfen, aber vorsichtig beherrschten „Sssst! — Sssst! — Hallo!“ steigerte.

Fahrensoll blieb stehen. Mechanisch schob er in eindringlichem Forschen den mattglänzenden Zylinderhut zurück. Als fast gleichzeitig sein Gesicht aus der Grabesdunkelheit heraus vom blitzenden Strahl einer Taschenlampe geblendet wurde, zuckte der Unwille durch seine Mienen; sein Körper reckte sich, drohend und zur Abwehr bereit.

„Was soll das?! Wer sind Sie, und was wünschen Sie von mir?!“

„Verzeihen Sie bitte, mein Herr, daß ich Sie belästige!“ Die Stimme klang durchaus nicht feindlich. Der Sprecher war nicht zu erkennen; er verbarg sich wohl hinter einem Pfeiler. „Ich habe das Bedürfnis, Ihnen eine Gefälligkeit zu erweisen, mein Herr! Es gibt so viele andere Lokale in Paris, in denen Sie sich ebenso wohl fühlen werden wie im „Bunten Kakadu“, und in denen Sie mehr erleben können als hier. Warum muß es gerade der „Bunte Kakadu“ sein?!“

„Was Sie da sagen, interessiert mich nicht, mein Herr, und was ich im „Bunten Kakadu“ will, geht Sie absolut nichts an!“

„Oh, mein Herr, weshalb so scharf? Sie mißverstehen mich! Ich handle nicht in meinem Interesse, sondern im Ihrigen, wenn ich Sie vor dem Betreten des „Bunten Kakadus“ entschieden warne!“

„Ihrer Aussprache nach sind Sie Russe, mein Herr! Die gebildeten Russen gelten als verbindliche Menschen. Auch Sie werden sich sicher nicht einer Aufforderung aussetzen wollen, die im Verkehr der Menschen untereinander notwendigen und gebräuchlichen Formen zu beachten!“

„Leider muß ich Sie enttäuschen, mein Herr! Ich habe Gründe, meine Person im Hintergrund zu belassen, genau so wie ich Gründe habe, das Betreten des „Bunten Kakadus“ in dieser heutigen Nacht als Wagnis und als gefährlich zu bezeichnen!“

„Ich sollte Sie wohl einfach in den Flur hineinreden lassen, mein Herr!“ Fahrensoll lachte leise und herzlich. „Der Browning, der da eine Spanne hinter Ihrer Lampe blitzt, steht in seltsamem Gegensatz zu Ihren ebenso liebenswürdigen wie geheimnisvollen Worten!“

„Man muß sich vorsehen, mein Herr, und immer darauf achten, daß man seinen Worten für den Fall der Notwendigkeit auch Nachdruck verleihen kann!“

Fahrensoll lachte nochmals, ebenso herzlich, aber um eine Kleinigkeit lauter und nachdrücklicher als vorher.

„Schönen Dank also, mein Herr! Gestatten Sie mir jedoch, als Ihrem ergebenen Diener, daß ich die von Ihnen begonnene Ansprache ergänze? Da Sie schweigen, nehme ich an, daß Sie nichts dagegen einzuwenden haben! Man muß sich auch vorsehen, mein Herr, daß, wenn man schon einen Browning zückt, man nicht übersieht, daß bereits zwei auf einen selbst gerichtet sind!“

(Fortsetzung folgt.)

Gottes Musikant.

Von **Arthur Silbergleit.**

Der Spielmann Frühling bläst sein Horn.
Es formte Sonne und durchsonnt
Den ländlich frommen Horizont.
Da flüstert Dank der Tau.
Und wenn er seinem Horn befiehlt,
Daß es uns Atherweisen spielt,
Erschauern Rade, Rittersporn,
Mohn und Zyanenblau
Und das Vergißmeinnicht am Born.
Und alle bieten traumgebannt
Sich ihm zu buntem Strauß.
Er aber bleibt im blauen Haus
Als Gottes Musikant.

Mimosenschlacht.

Skizze von **Helene Christaller.**

„Cannero sieht aus wie eine Polenta." So sagt mein Freund, der Apotheker, und er liebt es nicht, wenn man sich mit seinen geistreichen Aussprüchen schmückt, mindestens nicht ohne Quellenangabe. Nämlich die Mimosen blühen am Lago Maggiore. Und eine Polenta ist eine dottergelbe, sehr reizlose billige Speise aus Mais. Ich finde den Vergleich eigentlich beleidigend, denn die einzige Ähnlichkeit ist nur die schöne gelbe Farbe.

Es ist ein Unterschied, ob man die Mimosenzweige auf den kalten Straßen nordischer Großstädte angeboten bekommt, oder ob sie hier unter blauem Himmel in strahlend heller Sonne erblühn, von Bienen umschwärmt und von den ersten Schmetterlingen besucht. Eine Mimose ist ein Baum von anständiger Größe wie unsere Akazie, in deren Familie sie gehört, und es gibt viele Sorten, von der Mimosa pudica, die bei Berührung schamhaft ihre Blätter zusammenfaltet, bis zu der hier üblichen, die etliche Kältegrade aushalten kann. Ihre Blütenknospen warten von Weihnachten ab schon auf Frühlingssonne, um sich zu den kugeligen gelben Bällchen zu entfalten, die in langen Rispen die Bäume schmücken.

Wenn man von den Bergen herab auf Cannero schaut, sehen die Mimosenbäume zwischen den grauen Steinhäusern mit ebensolchen Steindächern aus wie goldblonde lockige Häupter, die sich zärtlich zwischen die dunkeln Coniferen und Lorbeerbäume schmiegen. Sie schmücken jede Villa, kein Weinberg und kein Krautgarten ist so nützlich, daß er nicht auch Platz hätte für diesen schönen Baum. Sie wachsen in sonnenlosen Höfen, an felsigen Abhängen, geben öden Fabriken und Autogaragen einen trunkenen Frühlingshauch und die Arbeiter tragen ein Blütenstenglein im Mund, wenn sie von der Arbeit heimkehren. Die Wenigen, die keine Beziehung zu solch einem Baum oder seinem Besitzer haben, helfen dem Übel ab, indem sie sich nehmen, was ihnen nicht zukommt. Von allen Delikten erscheint mir das Blumenstehlen aus Freude an diesen schönen Geschöpfen eines der verzeihlichsten zu sein.

Wenn nun das anmutige Örtchen, hingeschmiegt an das steile Felsgebirge und bespült von den blauen Wellen des Sees, im Schmuck der blühenden Mimosen Hochzeit feiert, naht das Verhängnis, das mich ganz erschütterte, als ich es zum erstenmal erlebte. Eines Tages nämlich, erscheinen einige Lastautos, bepackt mit Bastkörben, die oben auf der großen Via Nazionale halten. Junge Kerle mit Negerlockenfrisur springen behende herunter, beladen sich mit den Körben und dann verteilen sie sich in die engen Gassen, wohin das Auto nicht kommt.

Da beginnen all die blühenden Mimosenbäume zu erzittern, Leitern lehnen sich an ihre schlanken Gestalten und die goldenen Locken fallen rücksichtslos unter den Zangen der Baumscheren und lassen die armen Bäume, ihres Schmuckes beraubt, häßlich zerrauft und verstümmelt ihre zertretene Jugend beweinen. Auf allen Straßen liegen gelbe Blumen im Schmutz, die Kinder heben sie barmherzig auf, die Männer zertreten sie.

Die Blüten werden gut bezahlt, in die Bastkörbe verpackt, und gehen nach dem Norden, um dort in graue Nebelkälte ein wenig Sonne und Frühling zu tragen. Das ist auch das einzige, was über diesen Vandalismus trösten kann.

Auch hinter meiner Villa, wo ich im Winter ein Stockwerk bewohne, steht so ein goldener Baum, der meine ganze Liebe hat, und auch ihm nahte gestern das Verhängnis. Ich hörte Männerstimmen in unverständlichem Dialekt verhandeln und erkannte die meines Padrone daraus. Als ich, böser Ahnung voll, auf die Terrasse trete, sah ich zwei schwarze Kerle mit allen Henkergerätschaften, und ihre Blicke tasteten dreist und kalt den herrlichen Baum ab. Da überkam mich die göttliche Unvernunft, die man Künstlern gestattet und guten Hausfrauen sehr übel nimmt. Ich tat einen Griff in das magere Haushaltkäßchen, eine schnöde Stimme sagte: „Wehe, jetzt heißt es Polenta essen!" Ich überhörte sie und stürzte unter die Mörderversammlung. „Was bekommen Sie für die Blüten?" platzte ich atemlos heraus, denn schon schickte sich einer an, die Leiter zu besteigen.

„Vierzig Lire", antwortete profitlich der Padrone.

„Hier!" Ich wühlte zwei große Silberstücke heraus mit der schönen Inschrift: „Lieber einen Tag ein Löwe, als hundert Tage ein Schaf", und legte sie in die Hände des Padrone.

Der sah mich erstaunt an und wurde ein wenig rot. Ich glaube, meine Augen blickten sehr kriegerisch und die Ursache davon konnte er nicht ergründen.

„Die Blumen gehören mir!" rief ich drohend hinauf, denn schon setzte der Bursche die Schere an, die den ganzen Gipfel kappen sollte. Der Padrone bestätigte etwas kleinlaut den Kauf und die Mordgesellschaft zog ab, um neue Opfer zu suchen.

Nun gehört der Schöne mir. Ein paar Zweiglein zwickte ich ihm ab, die stehen vor mir auf meinem Schreibtisch, und ein paar gehen in den Norden zu einer lieben alten Frau, die sehnsüchtig auf meine Heimkehr wartet. Aber mein Baum blüht ungebrochen weiter in seiner Schönheit. Er haucht seinen Duft in meine Zimmer, er grüßt mich noch am Abend im silbernen Mondschein und er ist da, in all seiner goldenen Pracht, wenn die Sonne morgens hinter dem Gebirge aufsteigt.

Aber Cannero ist keine Polenta mehr, es ist wieder grau und grün, und ich — ich gewöhne mich daran eine zeitlang, Polenta zu essen, besonders da das Geld noch zur Tomatensauce reicht.

Tommys Opale.

Auf dem englischen Konsulat in Valparaiso, wo wir zusammen anheuerten, sah ich ihn zum erstenmal: total betrunken krakelte er seinen Namen in die Musterrolle des englischen Vollschiffes „Maid of Dundee". An Bord hatten wir Segel angeschlagen und den Warpanker schon eingehievt, als Tommy Andrews längsseits kam und ohne viel Aufhebens sich eine leere Koje der Backbordwache suchte, um erstmal zu schlafen. Einen zünftigen Zeugsack hatte er garnicht — sein Bündel war dünn und hatte neben ihm in seiner Koje gut Platz.

Die Küste war schon aus Sicht, wir saßen grade beim Abendessen, als er aufwachte. — „What damned boat is this, gentlemen?" — Das war seine erste Frage. Wir lachten. — „So, „Maid of Dundee???" Never heard of her!" — Mühsam arbeitete sein Hirn, von schlechtem Whisky noch betäubt, suchte nach einem Halt, nach irgend einer Erinnerung an das Gestern. — „Und wohin, boys? Nach Australien, ja?" — „Nee, sonny, mit Salpeter von Caleta Coloso nach Haus. Gibraltar für Order, dann homewardbound." — Das haute ihn ganz vor den Kopf. „Damned, ich wollte doch nach Australien, nach Tasmanien! Bin in Hobart zu Haus; da wollte ich hin, verdammt nochmal!" — Und schlief wieder ein.

So führte sich Tommy Andrews bei uns ein. Er war monatelang an Land gewesen, ohne Heuer, ohne Geld. Als „beachcomber" wie es heißt. Sie laufen zu Dutzenden in allen Häfen der Welt herum, schlafen nachts auf den Bänken der Parks, lungern tags am Hafen und betteln um einen smoke. Kein arbeitsscheues Gesindel, eben nur Seeleute ohne ein Schiff. Irgendwo weggelaufen, irgendwo angeheuert; nirgends lange an Bord, steigen aus, wo es ihnen paßt. Landstreicher zur See, richtige „Monarchen". Ihre Straße ist die See, ihre Penne die Koje eines Seglers. — So einer war Tommy Andrews aus Hobart in Tasmanien. Übrigens kein schlechter Kerl — ein guter, lustiger Kamerad und brauchbarer Seemann.

In Caleta Coloso schippten wir noch einige hundert Tons Kohlen aus dem rostigen Bauch unserer Maid, nahmen Salpeter und waren eines guten Tags wieder auf See. Mit Tommy, den die trostlose Salpeterküste nicht gelockt hatte. — Aber an der Horn ging es ihm doch dreckig. Ölzeug hatte er „nicht mit" und Seestiefel wahrscheinlich nie besessen. Statt Strümpfe trug er Fußlappen aus Salpetersäcken; mehr als zwanzig Paar trockneten manchmal an einem Bändel vor seiner Koje. Er war der einzige von uns, der immer mit trockenen Füßen auf Wache kam. Als es kalt wurde, baute er sich ein Wams nach Maß: schnitt ein Loch für den Kopf in die Bodennaht eines Sackes, und zwei in die Seiten für die Arme. So schuf er den Pullunder. Tommy war sehr stolz auf seine Erfindung und trug die aufgedruckte Fabrikmarke des Sackes stets nach vorn. Drei dieser Dinger hatte er nachher auf dem Leibe.

Kap Horn war längst vergessen, der Südost-Passat hatte uns. Da kriegte Tommy eines Tages seine Finger in einen Block und mußte ins Hospital, was ein winziger, langweiliger Raum neben dem Farbenspind war. Sein Hemd war blutig, deshalb ging ich an seine Koje, um zu sehen, was man ihm anziehen konnte. Viel Auswahl war nicht; das meiste waren schön zusammengerollte Fußlappen. Ein Päckchen billigstes Unterzeug war noch da, dann eine hellblaue verwaschene Dungaree-Hose, wie man sie damals trug, ein schwarzseidenes Halstuch irgendeines Kriegsschiffmatrosen und wirklich noch ein Hemd. Und in dieses Hemd eingewickelt war ein Beutel, handgroß, hart und schwer. Opale! — Rohe Opale, so, wie sie gefunden waren, von wundervollstem Farbenspiel und Jahre Arbeit wert. Andrews hatte uns mal davon erzählt, wie er tief im australischen Busch auch Opale gesucht hatte. Aber daß er selbst einen dicken Beutel dieser wertvollen Steine besaß — „beachcomber" sind doch seltsame Menschen.

Tommys geschundene Finger waren schon fast heil, als wir in der Bucht von Gibraltar zwischen grauen Kriegsschiffen und alten Kohlenhulks ankerten. Wir waren lange unterwegs gewesen, über vier Monate und landhungrig. Wir wollten mal wieder andere Menschen sehen, mal was anderes essen, als ewig Salzfleisch und Hülsenfrüchte, doch niemand

durfte an Land. — Die Bumbootleute in Gibraltar aber hatten feine Nasen fürs Geschäft: Segelschiffe von langer Reise waren selten. So lagen bald die bunten Händlerboote mit Apfelsinen, Bananen, Weintrauben, mit Zigaretten und Zigarren und farbenfrohen Tüchern an unserem Fallreep und schluckten unseren dünnen Vorschuß. — Tommy sein Guthaben war nur klein, der Kapitän wollte ihm durchaus keinen Vorschuß bewilligen. Da holte er seinen Beutel mit Opalen. Zuerst waren die braunen Kerls in den Booten mißtrauisch, bis einer von ihnen schnell zugriff: dreißig Apfelsinen, einen halben Busch Bananen und zehn Schachteln Zigaretten! Alles für einen Beutel Opale!

Keiner von uns sagte ein Wort. Als Andrews seine Apfelsinen und Bananen in der Koje verstaut hatte, und wieder an Deck kam, war der Mann mit seinem Boot verschwunden. — Vier Wochen später, als in Livorno der letzte Sack Salpeter über die Reeling ging, ging auch Tommy Andrews von Bord. Wir haben nie wieder von ihm gehört.

Das Paradies der Pferde.

Isländische Reiseerlebnisse.

Von **A. Artur Kuhnert.**

Es war zur Zeit des größten Verkehrs. Die Kohlen- und Fischkarren, die vom Hafen her kamen, schoben sich zu einem wirren Klumpen zusammen, Autos mußten anhalten, der Fußgängerverkehr stockte, rundherum stand bald eine schwarze, geduldige Menge Menschen, Karren, Autos und Wagen, und das alles nur wegen eines Pferdes, dem es eingefallen war, sich mitten auf der Hauptstraße von Reykjavik zu wälzen. Nach einer Weile hatte es genug, stand auf, schüttelte sich noch einmal, sah sich etwas erstaunt um, und trottete dann, schmutzig wie ein Gassenjunge und mit dem unschuldigsten Gesicht der Welt, durch die lächelnd ausweichende Menge. „Och — das ist immer so!" sagte der Isländer neben mir, und ich stellte fest, daß er recht hatte, denn ich mußte alle Augenblicke eines der kleinen zottigen Pferde bitten, doch eben mal vom Bürgersteig zu gehen, damit ich hindurch könnte.

In der Mittagszeit pflegen nämlich die Pferde in Reykjavik auch essen zu gehen. Sie werden abgeschirrt, bekommen noch einen freundschaftlichen Klaps auf ihre kleinen, aber dicken Bäuche und schlendern dann artig allein nach Hause. Haben sie gut gefressen, so machen sie noch einen kleinen Bummel, wälzen sich je nach Laune und Temperament auf der Straße, sehen sich ein paar Läden an oder strecken, wie ich es ein paarmal erlebte, neugierig die Köpfe in offenstehende Fenster hinein und finden sich dann gegen drei Uhr wieder zur Arbeit ein.

Eigensinnig sind sie alle, aber sie entwickeln dabei eine so liebenswürdige Art und können, wenn man sie ausschimpfen will, so kokett durch ihre zottige Mähne blicken, daß man ihnen nicht böse sein kann. Außerdem haben sie auch immer recht. Bei einem der Flußübergänge, die sich bei Reisen ins Innere der Insel so oft unliebsam in den Weg schieben, ist es dieser Rechthaberei wegen beinahe zu einer Katastrophe gekommen. Der Fluß war außerordentlich reißend und für die damalige Jahrestemperatur recht hoch. Ein Bad in dem nur 3 Grad warmen Wasser schien auch den Pferden nicht sehr verlockend zu sein, denn sie trippelten unruhig am Ufer auf und ab. Die Furt war deutlich zu sehen und wir versuchten, die Pferde hineinzureiten, zuerst mit Liebenswürdigkeit, dann mit Drohungen, und zuletzt mit der Peitsche. Aber es half nichts, die kleinen Dickköpfe hatten es anders beschlossen, sie fügten sich zwar in das Unvermeidliche des Überganges, wollten aber durchaus an einer uns durch die Strudel unmöglich erscheinenden Stellen hindurch. Vorsichtig mit einem Huf tastend, prüften sie das Ufer, gingen ein Stückchen in den Fluß, kamen zurück und versuchten es woanders. Das ging solange, bis wir die Geduld verloren und sie diesmal im Trab in die Furt ritten. Bis auf eins stoppten alle ab, das eine aber verlor den Grund, wurde von der Strömung mitgerissen, kämpfte wie toll dagegen und kam nach vielen Anstrengungen erst auf derselben Seite des Flusses wieder ans Ufer. Man sah ihm an, daß es wütend war. Es ließ sich gar keine Zeit zum Ausruhen, trabte sofort an die Stelle mit den vielen Strudeln, tastete noch ein paarmal den Grund ab, bis es den richtigen Eingang gefunden hatte, und ging dann ohne Schwierigkeiten durch den Fluß. Die anderen folgten und uns blieb nichts anderes übrig, als beschämt Pardon zu erbitten.

Ebenso wie vor den Flüssen, benehmen sich die Ponys auch in den Lavafeldern, sie suchen sich selbst einen Weg, klettern, wenn man ihnen die Zügel überläßt, ruhig und vorsichtig über die Blöcke und gehen ihrem eigenen Willen nach, bis sie wieder auf einen Reitweg kommen und dann freiwillig dem Zügel gehorchen.

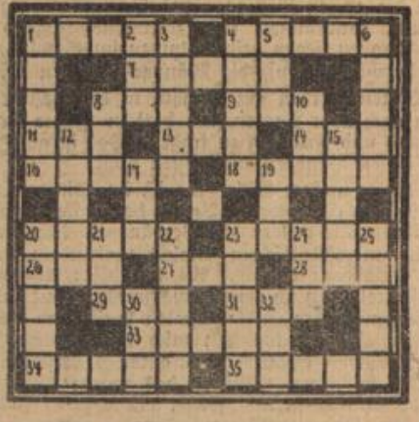
Ernsthaft mucken sie fast nie, nur abends, wenn sie abgesattelt sind und auf die Weide getrieben werden, reißen sie gern aus und schließen sich den Herden an, die vollkommen verwildert ohne jegliche Aufsicht in den Bergen ihr kümmerliches Futter suchen, bis sie die Besitzer zur Heuernte eintreiben. Sind sie dann wieder auf den Farmen, so werden ihnen die Vorderfüße zusammengekoppelt und sie müssen wie die Hasen hoppelnd auf der Hauswiese ihr Futter suchen und warten, bis sie gebraucht werden und den Isländern kameradschaftlich helfen.

Sie sind wirklich Kameraden, man fühlt es, wenn man einmal mit ihnen durch die endlosen Lavawüsten reitet, sich mit dem Sturm abquälen muß, der sich jedem Schritt entgegenstemmt, und nichts mehr um sich hat, als zerklüftete Felsen und schwarze, tote Lavamassen. Und man fühlt es, wenn man den Pferden die unmöglichsten Dinge zumutet und dann erlebt, wie sie volles Verständnis für die Situation haben und helfen.

Wir standen einmal zu siebt vor einem sehr reißenden, doppelarmigen Fluß, der sich nicht zu Fuß überqueren ließ, und mußten nach Pferden suchen. Auf der nächsten Farm gab es nur eine Mutterstute mit einem Fohlen, und der Besitzer war zum Unglück auch nicht da. Na, wir nahmen die Stute mit, ohne erst um Erlaubnis zu fragen, stellten uns ihr vor und erklärten ihr, daß sie helfen müßte. Ohne Sattel, ohne Zaum, ohne Peitsche oder auch nur ein böses Wort trug sie uns einen nach dem anderen erst durch den vorderen Flußarm und dann durch den anderen, das Fohlen immer neben sich; achtundzwanzigmal lief sie durch die eiskalte Strömung, sah uns dann eine Weile nach und trabte dann mit ihrem Kleinen, das wie ein Wollknäuel auf Streichhölzern aussah, nach Hause.

Man versteht nach solchen Erlebnissen, daß die Isländer, die in allem vollkommen auf ihre Pferde angewiesen sind, sie wie Kinder gern haben und, wenn sie allein zur Küste ritten, davon erzählten: „Wir waren in der Hafenstadt, wir, meine Pferde und ich!"

Kreuzworträtsel.



Waagerecht: 1. Süßes Gebäck. 4. Schmuckstück. 7. Nachkomme. 8. Fußsteig. 9. Fluß (spanisch). 11. Straußenart. 13. Metallhaltiges Gestein. 14. Französischer Schriftsteller. 16. Farbstift. 18. Tierisches Organ. 20. Wolltier. 23. Beleuchtungsgegenstand. 26. Ausruf. 27. Fisch. 28. Englische Bierart. 29. Nebenfluß des Rheins. 31. Branntweinart. 33. Fischräuber. 34. Hülsenfrucht. 35. Farbiger. — **Senkrecht:** 1. Raubtier. 2. Getränk. 3. Himmelsbote. 4. Leuchtmittel. 5. Hohepriester. 6. Hausvorsprung. 8. Zornesausbruch. 10. Himmelsrichtung. 12. Klosterinsasse. 15. Mißstand. 17. Griechischer Buchstabe. 19. Stadt an der Donau. 20. Bestandteil der Milch. 21. Raubfisch. 22. Rockniff. 23. Wasserpflanzen. 24. Hirtengott. 25. Inneres Organ. 30. Lotterieschein. 32. Inselbewohner.

Auflösung des Wabenrätsels in Nr. 108: 1. Zahl. 2. Thea. 3. G. m. b. H. 4. Rahm. 5. Herz. 6. Eule. 7. Blau. 8. Hohl. 9. Raps. 10. Lira. 11. Anni. 12. Horn. 13. Paß. 14. Rona. 15. Nero. 16. Rate.

Verantwortlich für die Schriftleitung: F. Günther in Wiesbaden. — Druck und Verlag der L. Schellenberg'schen Hofbuchdruckerei in Wiesbaden.